

Zwischen den Zeilen

Platonows knorrige Sätze, Sorokins blutige Prosa: Gabriele Leupold übersetzt sie, und doch geht es um mehr. Wie findet man eine gemeinsame Sprache in einer Zeit, in der Putins Krieg die Welt zerreißt?

Von Josef Wirmshofer, Süddeutsche Zeitung, 21.10.2022

Lange bevor sie das erste Wort, den ersten Satz übersetzt, muss ein Text ihr Rätsel aufgeben, Rätsel, die sie lösen kann. Muss ihr einen Rhythmus vorgeben, eine Melodie, auf die sie antworten möchte. Gerade so, als lge der Text vor ihr wie ein Notenblatt, das sie mit ihrer eigenen Sprache, ihrem eigenen Ton zum Klingen bringt.

„Die Baugrube“ war so ein Text, natürlich. Die geheimnisvollen Sätze Andrej Platonows, so knorrig und verwachsen, als könnte jeden Moment eine Krähe auf ihnen Platz nehmen. Es muss Anfang der Achtzigerjahre gewesen sein, kurz nach ihrem Studium, als Gabriele Leupold sie zum ersten Mal las. Als sie wusste, dass dieses Buch ihr mehr zu sagen hatte, als auf seinen Seiten stand.

Doch es sollte noch Jahre dauern, Jahrzehnte, bis sie es aus dem Russischen ins Deutsche übersetzte. In ihre Sprache.

Gabriele Leupold schlägt das Buch auf, eine leise, bedachte Frau, 68 Jahre alt. Sie braucht nicht lange zu blättern, Platonows unerhörter Ton steckt schon in den ersten Sätzen der „Baugrube“. Gabriele Leupold liest laut vor, wobei sie auch das leise tut.

„Am dreißigsten Jahrestag seines persönlichen Lebens gab man Woschtschew die Abrechnung von der kleinen Maschinenfabrik, wo er die Mittel für seine Existenz beschaffte. Im Entlassungsdokument schrieb man ihm, er werde von der

Produktion entfernt infolge der wachsenden Kraftschwäche in ihm und seiner Nachdenklichkeit im allgemeinen Tempo der Arbeit.“

Am dreißigsten Jahrestag seines persönlichen Lebens, Gabriele Leupold hat die Stelle so oft gelesen und schüttelt immer noch den Kopf: „So sagt doch kein Mensch.“ Es sagt doch auch kein Mensch, dass er Mittel für seine Existenz beschafft, wenn er Geld verdient. Und es schreibt doch kein Mensch, wie Andrej Platonow schreibt.

Zwei Sätze nur, und „Die Baugrube“ hatte sie für immer eingenommen.

Gabriele Leupold trug die Geschichte lange mit sich. Von Woschtschew, einem hoffnungslos verlorenen Träumer, und einer Horde Arbeitern, die ein kommunistisches Gemeinschaftshaus errichten wollen, aber schon in der Baugrube ihren Untergang finden. Gabriele Leupold sammelte Material. Wartete. Sprach mit dem Verlag. Wartete. Unterschrieb den Vertrag, bat sich Zeit aus, wartete. Aus Respekt.

Und dann, vor sieben Jahren, hat sie angefangen, es zu übersetzen. Was sonst sollte sie tun? Ihr Leben lang hat Gabriele Leupold Bücher aus dem Russischen übersetzt. Hat Romane entdeckt, die ein Geheimnis bargen, Texte, die anders waren, besonders, und denen sie im Deutschen Raum geben wollte. Damit die Menschen hier Geschichten lesen können, die man sich in Russland erzählt.

Letztlich geht es doch genau darum: den Blick freizugeben auf eine Welt, die nicht die eigene ist. Sich das Fremde vor Augen zu führen, weil auch das Vertraute sich nicht von selbst versteht. Und die Frage ist natürlich, was es gerade jetzt heißt, zwischen Menschen, zwischen Kulturen zu übersetzen. In einem Jahr, in dem Putins Krieg die Welt so zerrissen hat wie lange nicht.

Ein Eckhaus in Berlin-Charlottenburg, nasskalter Frühherbst. Gabriele Leupold arbeitet in den Räumen einer alten Feinbäckerei, sie teilt sich das Büro mit einer Lektorin. Jugendstil, vier Meter hohe Decken, weiße Türen und Dielenboden. Die Regale voller Bücher, die Tische auch, man merkt sofort: Es ist ein Ort, an dem sich Lesemenschen aufhalten.



In dem Raum, in dem früher die Torten verkauft wurden, breitet Gabriele Leupold gerade ein paar Ausgaben der „Baugrube“ auf dem Tisch aus. Das Hardcover, das 2016 bei Suhrkamp erschienen ist. Das russische Original, „Kotlowan“, in der Fassung des Puschkinhauses in Sankt Petersburg. Wenn man Gabriele Leupold so zuschaut, kann man sie sich auch gut als Lehrerin vorstellen. Die Frisur wie mit dem Lineal gezogen, der Blick etwas streng, wenn auch nur manchmal. Also, Bücher raus, weiter auf Seite 23.

Der eine Arbeiter herrscht den anderen an, Gabriele Leupold liest die Stelle vor, ihre Stimme etwas mürrisch: „So gräbt man Gräber, keine Häuser.“ Irgendwie schief, nicht? Man gräbt doch keine Häuser. „Aber weil sich am Schluss herausstellt, dass die Baugrube tatsächlich zu einem Grab wird und nichts anderem, hat dieser Satz doch etwas Prophetisches.“ Sie lächelt.

Die Sprache ist die Hauptfigur in Platonows Roman. Nicht Tschiklin, ein vom Glück entwöhnter Dummkopf, der nicht denken, sondern nur handeln kann. Auch nicht Nastja, ein maliziöses Waisenmädchen, das dazu aufruft, jeden Großbauern umzulegen, der sich der Kollektivierung und dem Kommunismus in den Weg stellt. Nein, die Sprache ist es, fast hundert Jahre alt, dicht und konzentriert wie eine Essenz.

Wenn Gabriele Leupold also übersetzt, wenn sie allein ist mit den Worten: Was sieht sie als ihre Aufgabe? Sie schaut einen an. „Würden Sie einen Autor auch fragen, wozu er sein Buch schreibt?“ Wartet. „Damit es da ist.“

So einfach? Damit es da ist? Um zu erfahren, was es gerade jetzt heißt zu übersetzen, hilft vielleicht auch ein kurzer Streifzug durch den literarischen Betrieb.

„Jedes Übersetzen ist Kulturpolitik, und zwar in alle Richtungen. Wenn es stattfindet und wenn es nicht stattfindet“, sagt zum Beispiel Jo Lendle, Verleger bei Hanser, wo sie immer wieder auch russische Klassiker neu auflegen, Gontscharow, Tolstoi, Turgenjew.

„Man erschließt ja nicht nur Inhalte, die in einer anderen Sprache geschrieben wurden, sondern bekommt auch eine Vorstellung davon, wie Menschen woanders

leben und denken“, sagt die Übersetzerin Olga Radetzkaja, die zuletzt mehrere Bände der Lyrikerin Maria Stepanova ins Deutsche übertragen hat.

„Übersetzen ist eine Verwandlungskunst“, sagt Jürgen Jakob Becker, Geschäftsführer beim Deutschen Übersetzerfonds, der Übersetzer vor allem mit Stipendien und Workshops fördert.

Die Unsichtbarkeit war lange eine Art Signum der Übersetzer. Sie traten kaum je aus dem Schatten der Autoren hervor, standen nicht auf Buchcovern (vom unvergesslichen Harry Rowohlt mal abgesehen), standen nicht auf Bühnen und wurden miserabel bezahlt. Letzteres gilt, in abgemilderter Form, bis heute. Übersetzer werden nach Normseiten bezahlt. Wenn es schlecht läuft, bekommen sie weniger als 20 Euro, wenn es nicht ganz so schlecht läuft, bis zu 30. In guten Monaten schafft Gabriele Leupold 50 Normseiten. Vielleicht hat sie deshalb mal gesagt: „Man sollte eine stabile Gesundheit, einen gut verdienenden Partner oder ein Erbe im Rücken haben.“

Ein bekannter, weil gravierender Fall: Ulrich Blumenbach brauchte sechs Jahre, um „Unendlicher Spaß“ von David Foster Wallace zu übersetzen. Gut 1500 Seiten. Sein Honorar: 52000 Euro. Ohne Stipendien und Preise ist davon nicht zu leben.

Bei der Sichtbarkeit hat sich aber doch ein wenig getan. Übersetzer wurden in den vergangenen Jahren präsenter, nicht nur als Lehrkräfte an den Universitäten. Sie gaben öfter Lesungen mit ihren Autoren, Ulrich Blumenbach zum Beispiel mit Joshua Cohen. Sie meldeten sich öfter zu Wort, Olga Radetzkaja zum Beispiel zu den demagogischen Reden Putins. Ihre Namen standen zwar noch nicht oft, zumindest aber öfter auf den Buchcovern. In diesem Jahr ist das Übersetzen sogar Thema der Frankfurter Buchmesse, hübsch verabreicht in twittertauglichen Häppchen: *Translate. Transfer. Transform.*

Auch Gabriele Leupold tritt immer wieder auf, bei Konferenzen, bei Leseabenden. Sie möchte einen Text doch nicht übersetzen und dann versinken lassen wie einen Stein. Ihre eigentliche Arbeit macht sie aber nach wie vor im Stillen, unbeobachtet. Keine Musik, kein Radio, nur das tonlose Klackern ihrer

Tastatur. Sie sitzt dann drüben im Arbeitszimmer, am Fenster ihr Tisch mit der Lampe, daneben ihr Regal mit den Nachschlagewerken. Bücher wie Gefährten. Der Dornseiff, deutscher Wortschatz nach Sachgruppen. Auch russische Lexika, uralte Schinken, denn die Sprache, in der jemand wie Platonow geschrieben hat, findet man kaum im Internet.

Die Sache ist ja: Meistens übersetzt Gabriele Leupold Autoren, die nicht mehr leben. Das macht die Arbeit nicht einfacher. Denn Tote kann man nichts mehr fragen.

Lange galt „Die Baugrube“ als unübersetzbar, als sonderbarer Monolith in der an sich schon sehr sonderbaren russischen Literatur. Andrej Platonow, geboren 1899 als Sohn eines Eisenbahnschlossers, brannte als junger Mann für die Oktoberrevolution. 1930 aber, als Stalin gerade skrupellos die Landwirtschaft verstaatlichte, vollendete er einen Roman, der dem Kommunismus nichts als den Untergang prophezeite. Seine Figuren lässt Platonow darin einen rätselhaften Sowjetkauerwelsch faseln.

Gabriele Leupold fing an wie immer. Mit einer rohen, noch unbehauenen Fassung. Sie ging den Text ein erstes Mal durch, ganz nah am russischen Original, kein Mensch würde auf Deutsch so schreiben. Danach tastete sie sich vor. Fing von Neuem an, bürstete den Text, recherchierte. Fing von Neuem an, striegelte ihn, verwarf. Fing wieder an und wieder, und mit jeder Fassung näherte sich der Text dem Deutschen ein bisschen mehr. Gabriele Leupold drang in immer tiefere Schichten vor, bis sie auf die letzten Rätsel gestoßen war, die der Text noch bereithielt.

Ein Beispiel? Sie zieht ein Blatt aus ihren Unterlagen, auf dem sie verschiedene Versionen des zweiten Satzes aufgelistet hat. Woschtschew, heißt es dort, werde „von der Produktion entfernt infolge der wachsenden Kraftschwäche in ihm“.

Ganz oben auf der Liste übersetzte Gabriele Leupold es streng wörtlich: „Wachsend (plus) schwach (minus) Kräftigkeit / Stärke (plus)“. Ein paradoxes Geflecht, eine Formel ohne Sinn. Erster Versuch: Sie probierte es mit der



„zunehmenden Kraftlosigkeit“. Gefiel ihr nicht. Zweiter Versuch: „wachsende Kraftlosigkeit“. Gefiel ihr auch nicht. Inzwischen lag ihr die Losigkeit zu sehr bei null. Schwäche ist zwar nicht viel, aber doch nicht Null. Dritter Versuch also: „wachsende Schwachkräftigkeit“. Schon besser. Aber Schwachkräftigkeit war ihr zu un gelenk. Ein Misston fast.

Irgendwann drehte sie das Substantiv einfach um: „wachsende Kraftschwäche“. Sie saß am Schreibtisch und las den Satz. Laut und leise. Und sie wusste: Der Rhythmus stimmt. Der Klang stimmt. Und dann? „Ja, dann war ich zufrieden.“

„Zu einer guten Übersetzung gehört erst mal das Eingeständnis, dass Übersetzungen altern“, sagt der Verleger Jo Lendle.

„Sie hat ihren eigenen Atem, ihre eigene Lebendigkeit“, sagt die Übersetzerin Olga Radetzkaja.

„Wenn ein Buch voller Anspielungen ist, voller sprachspielerischer Kunststücke, dann muss das auch jemand übersetzen, der dieses Fantasieniveau mitbringt. So ein Buch ist mausetot, wenn es platt übersetzt wird“, sagt Jürgen Jakob Becker vom Deutschen Übersetzerfonds.

Und was sagt Gabriele Leupold? „Am schönsten ist es, wenn ich dann plötzlich das Gefühl habe: Jetzt ist ein neuer Text entstanden. Auf Deutsch.“

Es ist Nachmittag. Gabriele Leupold schlüpft in ihren Mantel, ein Spaziergang durch Charlottenburg, die Suarezstraße runter bis zum Lietzensee. Vor hundert Jahren, zu der Zeit, als Platonow schrieb, nannten sie das Viertel hier Charlottengrad. Nach der Oktoberrevolution waren viele Russen ins Exil nach Berlin geflohen, auch viele Literaten. Vladimir Nabokov war in der Stadt, Andrej Belyj, zurzeit wohnt auch Wladimir Sorokin hier. Seit vielen Jahren warnt er vor Putin, legt sich immer wieder mit dem Regime an, Sorokin, der das ganze Gefluhe aufs Papier gebracht hat, das in Russland zwar so viele im Mund tragen, aber keiner je schreiben würde. Gabriele Leupold hat mal ein Büchlein von ihm übersetzt, „Der Obelisk“. In den Geschichten tupft er seine Protagonisten in vermeintliche Idyllen hinein, am Ende schneiden sie sich aber doch die Köpfe vom Rumpf.

Gabriele Leupold kam im März 1954 auf diese Welt. Geboren in Niederlahnstein, aufgewachsen in Oberlahnstein. Eine klassische Nachkriegsbiografie, der Vater kam aus Schlesien, die Mutter war aus Ostpreußen geflohen. Beide wurden sie das Gefühl nicht mehr los, dass das eigentliche, das schöne Leben woanders stattfindet. Weit weg.

Als Jugendliche fing Gabriele Leupold an, mehr zu lesen. Überblätterte die Landschaftsbeschreibungen bei Karl May. Stellte sich Russland vor wie in den Büchern von Dostojewski. Menschen, die in aufgeheizten Dialogen sprechen, immer gleich mit den existenziellen Fragen beschäftigt.

Weil ihr in der Schule langweilig war, besuchte sie einen Russisch-Kurs an der VHS in Mainz. Mit einem Jungen, der unbedingt Marx auf Russisch lesen wollte, warum auch immer, Marx schrieb doch auf Deutsch. Sie blieb jedenfalls dabei, studierte Slawistik und reiste 1974 zum ersten Mal in die Sowjetunion. Ihr blieb vor allem der Geruch des Benzins im Gedächtnis. Des Benzins und der Reinigungsmittel. Braucht sie nur zu riechen, Pawlowscher Hund, schon ist sie dort.

Ins Übersetzen ist Gabriele Leupold dann mehr reingerutscht, als dass es ihr Plan gewesen wäre. Für ein Uni-Seminar übertrug sie Ossip Mandelstams „Gespräch über Dante“, sie bekam gleich den nächsten Auftrag, und das war's dann. Gabriele Leupold, die Übersetzerin. Eigentlich doch eine schöne Geschichte: Wie sie die russische Sprache erst sprechen, dann lieben gelernt hat. Wie sie an manchen Tagen auf Russisch denkt, manchmal sogar auf Russisch träumt.

Am 24. Februar aber wacht sie morgens auf und hört in den Nachrichten, dass Russland die Ukraine überfallen hat. Was sie dachte? „Katastrophe, natürlich.“ Das Land, dessen Literatur ihr so nah ist, dessen Geschichten sie so lange schon für andere lesbar macht: Dieses Land hatte den Krieg gebracht.

„Alle gehen davon aus, dass die Aufträge zurückgehen. Dass weniger aus dem Russischen übersetzt wird. Man fragt sich jetzt natürlich bei jedem Autor: Wie steht der wohl zum Putin-Regime?“, sagt Jürgen Jakob Becker.

„In einer politisch aufgeladenen Situation auch einen politischen Blick zu haben, finde ich nicht komplett falsch“, sagt Jo Lendle.

„Es geht mir auch selbst so, dass ich aktuelle Literatur aus Russland nicht anders lesen kann als im Licht dieses Krieges“, sagt Olga Radetzkaja.

In Charlottenburg läuft Gabriele Leupold jetzt die Kaskade zum Lietzensee hinunter. Am anderen Ufer die Trauerweiden, die schwer und schlaff ins Wasser hängen, als könnten auch sie den Zustand der Welt nicht fassen. Natürlich hat Gabriele Leupold verfolgt, wie Wladimir Putin über die Jahre radikaler wurde. Wie er Gräben aufriss, wo lange keine waren, immer weiter, bis er schließlich seine Panzer und Artilleriegeschütze an die Grenze zur Ukraine verlegte. Trotzdem: „Ich habe nicht gedacht, dass Russland wirklich einmarschiert. Ich habe gedacht, hinterher wird das als große Militärübung bezeichnet, um alle zu erschrecken und rätseln zu lassen.“

Sie erzählt von ihren Reisen. Moskau natürlich, diese rasend schnelle Stadt, nach der Berlin sich immer anfühlt wie ein Dorf. Sie erzählt von Wologda, der Geburtsstadt Warlam Schalamows. Überhaupt, Schalamow. Niemanden hat sie so oft übersetzt wie ihn. Den Autor, der siebzehn Jahre in den Straflagern der Kolyma-Region verbracht hat, einer Hölle aus Eis im östlichsten Sibirien. In einer völlig verhungerten Sprache – kein Schmuck, keine Adjektive – schildert er den Alltag der Häftlinge. Ihre Träume von Brotlaiben, fetten Suppen. Ihr Glück, dass Tränen keinen Geruch haben.

Man übersetzt anders, begreift Sprache anders, wenn man die Orte kennt, die sie beschreibt. Gabriele Leupold reiste jedes Jahr für mehrere Wochen nach Russland. Dann kam Corona. Dann kam der Krieg. Selbst wenn sie könnte: Sie würde im Moment nicht nach Russland reisen.

Es geht auf den Abend zu, als sie zurück zu ihrem Büro kommt. Zur alten Feinbäckerei. Sie zieht die Tür hinter sich zu, sperrt den Lärm aus. Ob „Die Baugrube“ heute eigentlich noch etwas zu sagen hat? Gabriele Leupold überlegt kurz. Doch, schon. „Was hier gut beschrieben ist: Wie der Staat in das Leben der Menschen eingreift, und zwar zerstörerisch.“ Allein die enteigneten Bauern, die auf ein Floß gesetzt und aufs Meer hinaus geschickt werden. „In Russland merkt man ja, die Leute wollen mit diesem Staat nichts zu tun haben, sie verachten die Politik, erwarten nichts Gutes von ihr.“ Und vielleicht steckt darin eine fadenfeine Ahnung

davon, warum gerade am Anfang des Krieges so ein brüllendes Schweigen im Land herrschte.

Ungefähr zwei Jahre brauchte Gabriele Leupold, um das Buch ins Deutsche zu übertragen. Die besten Momente waren das Anfangen und das Aufhören. Wie immer eigentlich, denn dazwischen quälen einen nur Fragen und Plackerei.

So lange hatte sie sich schon mit dem Gedanken getragen, Platonow zu übersetzen. „Die Baugrube“, die als unübersetzbar galt. Unbezwingbar. Und dann kam irgendwann das fertige Buch. Gabriele Leupold wiegte es in ihrer Hand. Und zum ersten Mal hatte es Gewicht.